

## Predigt zum 5. Sonntag der Osterzeit 2022, C

In der vergangenen Woche wurde ich zu einer Krankensalbung gerufen. Eine Familie nahm Abschied von der sterbenden Mutter. Im anschließenden Gespräch mit einer Tochter erfuhr ich, dass die Eltern damals eine sog. „konfessionsverschiedene“ Ehe eingegangen waren. Gerade die Mutter musste seinerzeit schmerzvolle Rückmeldungen und Ausgrenzungen ertragen – seitens ihrer Familie, vor allem aber von Amtsträgern der Kirche.

Sie fühlte sich abgewertet und unter Druck gesetzt.

Die Folge: Eine schleichende Entfremdung in Sachen Kirche und Glaube.

Und nun fragte sich die Tochter, ob ihre Mutter womöglich eine latente Angst vor dem Sterben haben könne – in der schlimmen Vorahnung, dass ganz am Ende noch einmal eine drastische Abrechnung stehen würde.

Mich hat das sehr nachdenklich gemacht – wieder einmal.

Denn im Laufe der Jahre wurde mir häufiger vor Augen geführt, dass die Kirche wahrlich nicht nur Gutes hinterlassen, sondern auch in den Seelen ganzer Generationen viel Unheil angerichtet hat: Menschen, die sich benotet und abgelehnt fühlen, Menschen, die bevormundet und gegängelt werden.

Da hat der Partner das „falsche Gebetbuch“, da ist jemand geschieden-wiederverheiratet, da lebt jemand anders, als die Normen der Kirche es verlangen...

Wie ist es Ihnen im Laufe ihrer Lebensgeschichte ergangen? Wie haben Sie Glauben und Kirche erlebt? Als wohltuende Lebenshilfe oder eher als Institution mit bedrückender Drohbotschaft? Verbinden Sie Kirche und Glauben mit großzügiger Weite und frischer Luft zum Atmen oder eher mit kleinlicher Enge und stickigem Mief?

Wieviele Gläubige wurden zu geduckter Haltung und skrupelhafter Fixierung verbogen, statt zu aufrechten und selbstbewussten Menschen erzogen worden zu sein.

Dabei ist uns doch nichts anderes in die Wiege gelegt als eine aufrichtende, heilende und befreiende Botschaft. Sie lässt sich mit dem einen Satz zusammenfassen, den Jesus im Abendmahlssaal seinen Jüngern hinterlässt: „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe.“

Diesem Satz geht ein längeres öffentliches Wirken voraus: Jesus zieht durch die Lande, er predigt nicht nur vom Reich Gottes, sondern lässt es Wirklichkeit werden. Er heilt die Kranken, holt Ausgegrenzte in die Gemeinschaft zurück, führt Menschen in ein selbstbestimmtes Leben. Er löst Begeisterung beim Volk aus – und ist den religiösen Oberen ein Dorn im Auge: Dieser Störenfried muss weg, bestimmen sie. Doch Jesus weicht von seinem Weg nicht ab. Am Ende, bevor es ihn ans Kreuz führt, setzt er beim Abendmahl ein

dichtes Zeichen: Er wäscht seinen Jüngern die Füße. Wie ein roter Faden zieht sich seine Haltung den Menschen gegenüber durch, konsequent, bis zum Schluss.

Und dann dieses Wort: „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe.“

Das meint nicht seichte Gefühlsduselei, sondern die Haltung einer dienenden Liebe.

Das ist ein Anspruch, hinter dem wir alle wohl immer wieder zurückbleiben. Und doch bleibt es uns aufgegeben, uns immer neu an den Worten und Taten Jesu zu orientieren.

Die leitende Frage muss sein: Dient es dem Leben, was wir tun? Verwirklicht es etwas von der frohen und befreienden Botschaft Jesu?

Wenn die Kirche sich als Verkünderin des Evangeliums versteht, hat sich ihr Handeln zuallererst an dieser Botschaft auszurichten. Alles andere, Regeln und Normen, ohne die es über die Jahrhunderte nun mal nicht geht, muss sich daran orientieren und messen lassen.

„Liebt einander, wie ich euch geliebt habe.“

Diese Liebe ist nicht an Bedingungen geknüpft. Auch nicht an Vorleistungen. Sie ist gratis: Geschenk, einfach so. Weil Gott die Liebe ist. Nicht einer, der knauserig ein paar Brotkrumen über den Tisch schiebt, sondern einer, der sich freigebig verschenkt.

Diese Liebe hört nicht auf. Auch nicht am Ende unseres Lebens. Im Gegenteil.

Diese Liebe führt in die große Vision eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

In der Lesung haben wir davon einen Abschnitt gehört. Die Johannes-Offenbarung malt ein unglaublich tröstliches und versöhnliches Bild von dem, was uns am Ende erwartet:

Nicht eine gnadenlose Abrechnung, nicht ein Fallenlassen, nicht Heulen und Wehklagen.

Vielmehr ein Gott, der unter den Menschen wohnt. Der bei ihnen ist. Der die Tränen

abwischt von jedem Gesicht. Der aller Trauer, aller Klage, aller Mühsal ein Ende bereitet.

Der alles neu machen wird. Aus Liebe.

Das ist die Botschaft, die uns geschenkt ist und mit der wir unterwegs sind.

Die Botschaft eines liebenden, zugewandten Gottes.

Dessen einziges Maß der Liebe die Maßlosigkeit ist.

Was wäre es aufrichtend, wenn Menschen leben könnten ohne Angst vor einem richtenden und strafenden Gott. Was wäre es heilsam, wenn Menschen diesem Gott vertrauen

könnten ihr ganzes Leben hindurch.